Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 28 (1905)

Artikel: Emil Kuh's Briefe an Gottfried Keller : II. Theil, 1875-1876
Autor: Schaer, Alfred
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-984782

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Emil Kuh's Briefe an Gottfried Keller.

Von Alfred Schaer.

II. Theil.
1875—1876.

21.

Meran, 27. Mai 1875.

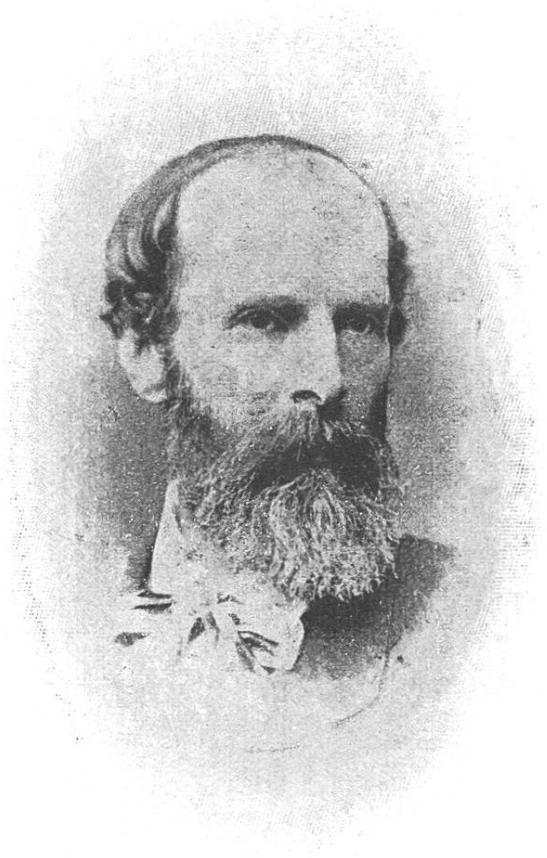
Diesmal haben Sie länger, als sonst geschwiegen, so daß ich eine Zeit lang glaubte, der in Ungeschicklichkeiten erfindungsreiche Postbote hätte einen von Ihnen herrührenden Brief verloren. Dann hoffte ich wieder, daß Sie mit der Zusammenstellung Ihres Novellenbandes beschäftigt seien. Auf alle Fälle erfreute mich Ihr Brief[1]) und der unverkümmerte Humor, der heraus spricht.

Mir ist es inzwischen elend ergangen; so schlimm wie im letzten Winter und Vorfrühling bin ich noch nie daran gewesen. Schon als ich die Studie über Storm schrieb, im Oktober, fühlte ich mich physisch armselig, bald darauf litt ich unter Abgeschlagenheit und Eßunlust, endlich stellten sich auch Fieberfröste ein. Mein Arzt, der stets sein Augenmerk auf meine nun völlig gesunde Brust gerichtet hatte, bemerkte nicht, daß ein Magenkatarrh im Anzuge sei. Die Reproduktion Ihrer Leute von

---

[1]) Vom 18. Mai 1875. Vgl. Bächtold III. Nr. 193.

Seldwyla[1]) fiel in eine Zwischenpause meiner krankhaften Zustände. Vom Januar an steigerte sich mein Leiden derart, daß ich Monate hindurch nicht einmal recht lesen konnte. Aus dem Bette auf das Sopha, vom Sopha in's Bett, bei beständiger Bitterkeit des Mundes und einem ausgesprochenen Abscheu



vor Nahrung, so schlichen Wochen um Wochen dahin. Ich sehnte mich buchstäblich genommen aus dem Leben hinaus. Die Hebbel-Biographie blieb liegen, was nicht minder zu meinem schweren

[1]) „Die Leute von Seldwyla". Wiener Abendpost. Jg. 1874. 28. Dez. S. 2365.

Mißmuth beitrug. Gegen Mitte April fing ich an aufzuathmen. Da traf mich in den ersten Maitagen ein harter Schlag. Einer meiner Brüder, den ich mit am liebsten unter meinen Geschwistern hatte, starb eines plötzlichen Todes, er verunglückte auf der Vogeljagd in dem weitläufigen Garten seiner anmuthigen Besitzung zu Mira an der Brenta bei Venedig. Im März hatte er uns auf einige Tage hier besucht. So krank ich damals war, er erquickte mich dennoch durch seine edle Heiterkeit, seinen leichtbeflügelten Sinn, seine unbefangene Auffassung der Welt. Ihre sieben Legenden hatte er nach Venedig mitgenommen und mir das Büchlein acht Tage vor seinem Tode zurück gesendet. Das war sein Abschiedsgruß. — Ich half mir über diesen „Wonnemonat" hinweg, indem ich die Lebensgeschichte Hebbel's weiter führte. Nun sind anderthalb Bände fertig, also drei Viertheile des Buch's, bei dessen Abfassung ich öfters an Sie denken muß als an irgend Jemand sonst.

Von starken Lobpassagen in meiner Besprechung Ihrer Seldwyler weiß ich nichts, die Vergleichungssüßigkeiten lasse ich gelten[1]). Ihre letzte Novelle werde ich demnächst wieder lesen; wahrscheinlich wird sich alsdann der erste Eindruck so corrigiren, wie dies bei Dietegen der Fall gewesen, den ich jetzt in die vorderste Reihe Ihrer Produktionen stelle. Daß Sie mit meiner entschiedenen Zurückweisung des Herrn Schröer einverstanden sind, gereicht mir zu besonderer Befriedigung. Professor Adolf Pichler in Innsbruck meinte, ich hätte das miserable Buch nicht berühren sollen. Wo das absolut Schädliche in der Literatur hervortritt, da ist auch nach meiner Überzeugung die Abwehr geboten. Der Aufsatz scheint sehr gewirkt zu haben.

Storm hat mir am Neujahrstage einen sehr warmen Brief geschrieben, der meine Verstimmung gegen ihn löste. Im

[1]) Vgl. Brief Kellers vom 18. Mai 1875. Bächtold III. S. 181 f.

Übrigen halte ich das aufrecht, was ich einmal gegen Sie über seine Prätentionen äußerte[1]). Er will, was auch seine letzten Briefe an mich bezeugen, nicht nur der „stille Goldschmid" der „silbernen Filigranarbeiten" sein, wie Sie ihn nennen[2]), er will auch zu jenen Dichtern gezählt werden, welche erschütternde Accorde anschlagen und über die Töne der Leidenschaft verfügen. Daß ich das Letztere ihm bestreite, war eben der Differenzpunkt. Denn über meine Darstellung seiner Erzählungen bekannte er, ich sei ihm in die Seele hinein gestiegen.

Ich jauchzte, indem ich Ihre zehn Ausrufungszeilen über die Rahel las, womit Sie dieses außerordentliche Wesen charakterisirt haben[3]). Die eben erschienenen vier Bände Briefwechsel kenne ich nicht; ich kenne nur das Buch des Andenkens, die drei Bände Briefe, welche Varnhagen vor dreißig oder vierzig Jahren herausgegeben, und ihre Correspondenz mit der Wiesel. Ihr Anerbieten nehme ich an. Wenn Sie mir die vier Bände auf einige Monate leihen wollen, dann werde ich sie im Hochsommer genießen. Ich schrieb einst einen größeren Aufsatz über die Rahel und möchte gar zu gerne einmal ein Bild derselben entwerfen. Besteht das Zusammentreffen mit Goethe, wovon Sie sprachen, nicht darin, daß er zu früher Stunde, wo sie noch nicht Toilette gemacht hat, in Frankfurt sie besuchte, daß sie rasch eine Mantille umwirft und in wenig anmuthigem Negligé ihn empfängt, nur um Goethen nicht warten zu lassen, daß sie aber nachdem er fortgegangen, sich nachträglich schmückt, um gleichsam vor sich selbst den unholden Eindruck zu verwischen, den sie, wie sie empfindet, auf den großen Menschen geübt haben muß? Der merkwürdige Brief, der dieses Zusammentreffen schildert, ist in dem Buch

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 19 vom 12. Dez. 1874.

[2]) Vgl. Brief Kellers vom 18. Mai 1875. Bächtold III. S. 182.

[3]) Ebenda S. 183.

des Andenkens enthalten und hat sich mir unauslöschbar eingeprägt. Auf das Hartmann'sche Buch[1]) verzichte ich dankend.

Zu Ihrem Ergötzen packe ich einzelne Allotria zusammen. Der „Dichter" Joseph Weilen, welcher zufolge der Cotta'schen Buchhändleranzeige Grillparzer nachstrebt, erzieht seinen Jungen mit Vorbedacht. Schon als er erst sechs Jahre alt war, ward er von dem züchtenden Vater in den ersten Begriffen der Metrik unterwiesen. Der hochbegabte Knabe redete einmal zum Geburtstage des damals 36jährigen Weilen diesen mit den Eingangsversen an: „Ich grüße Dich, du greiser Vater!" Weilen kam zu Grillparzer und zeigte dem Meister das Gedicht. Der boshafte Grillparzer erzählte am Abend einem Bekannten davon, indem er hinzusetzte: „der Bub sieht nicht einmal was, er sieht nit, daß der Vater braune Haar hat". — In einer der Mainummern der „Wiener Abendpost" zeigte Hieronymus Lorm das Buch Oscar Blumenthal's „Allerhand Ungezogenheiten" emphatisch an. Die Einleitung des Artikels setzte mit ekelhafter Rabulistik auseinander, daß er den „Muth der Freundschaft aufbringen müsse, um einen Schriftsteller loben zu dürfen, zu dem er in inniger Beziehung stehe; ja dieser Muth sei eigentlich heilige Pflicht". Er ist ausnehmend groß, dieser Muth, denn Lorm erklärt rundweg, Oscar Blumenthal schließe sich zweifellos an Lichtenberg und Börne. (Wie kommen, nebenbei bemerkt, diese Zwei zusammen?) Hierauf gibt Lorm Proben, welche die tiefe Bedeutung der „Allerhand Ungezogenheiten" darthun sollen. Lauter platte Witzelei; von dem jüdisch albernen Motto angefangen: „Meinen lieben Feinden gewidmet." Eine der Gnomen habe ich behalten: „Man sagt

[1]) „Die Selbstzersetzung des Christentums". Vgl. Kellers Brief vom 18. Mai 1875. Bächtold III. S. 183.

immer: klug, wie der Tag; man sollte aber sagen: klug, wie die Nacht, weil die Nacht keines Menschen Freund ist.“ Ausgezeichnet! — Ein Herr Johannes Nordmann wieder, ein windiger Geselle, Redactionsmitglied der Neuen Freien Presse, edirte ein „Epos“ sammt einem Vorwort, in welchem, wie ich aus einer Anzeige des Opus entnehme, folgende Stelle vorkommt: „Wie Dante und Goethe vorhandene Dichtformen benutzt hatten, um ihren innersten Gedanken Ausdruck zu geben, so glaube auch ich das Resultat meines geistigen Lebens in der epischen Form niederlegen zu dürfen, Si magna licet componere parvis.“

Und nach den Jahrmarktslarven ein Gesicht. Faust Pachler, ein sinniger, feiner, aber ängstlicher, unter den österreichischen Beamtenverhältnissen verschüchterter Mensch, schrieb mir einige Tage nachdem er meinen Aufsatz über Ihre Erzählungen[1]) gelesen, nachstehendes, das Sie interessieren dürfte:

„Einverstanden bin ich mit dem, daß Sie sagen, man sei wegen Romeo und Julia ungerecht gegen Keller's andere Novellen, und ich stelle gleich Ihnen Frau Regel und die Liebesbriefe, sowie die Kammmacher hoch. Es ist übrigens eine solche Eigenart in Keller, daß er sich absolut mit keinem andern Autor vergleichen und daher auch im Grunde nicht abschätzen läßt; Autor im Sinne von Dichter zu nehmen, denn dies ist er. Er gemahnt mich an die Schweizer Holzschnitzereien in seinen sorgfältig überdachten und langsam ausgearbeiteten Werken. Es ist etwas von der Freiheit des Gefangenen darin, wenn ich paradox sein darf; ein so rechtschaffen idealer Mensch, so weltvergessen und weltunbedürftig, wie einer, der seine Zelle lieb gewonnen hat und nicht mehr hinaus will. Er sieht nicht mehr Himmel, als sich ihm von seinem hochgelegenen Fenster

---

[1]) Vgl. Anmerkung 1 auf Seite 71.

aus bietet; aber auf diesem kleinen Stückchen sieht er mehr als alle andern, und wie die Phantasie des Kindes aus dem Schachbrett sich eine Schaubühne, aus den Schachfiguren die Schauspieler einer Tragödie oder dergleichen machen kann — (ich that's) — so zaubert er sich und damit Andern ein Fleckchen Himmel zum Weltall und glaubt an die Wirklichkeit seiner Träume, ja macht auch Andere daran glauben. Wenigstens ich finde seine Gestalten das, was man sonst in alter Zeit Geistererscheinungen nannte: die Lichtgestalt des Körpers, die für den und den in dieser und jener Stunde sichtbar, aber nicht greifbar herum wandelt. Er zeigt uns, was er sieht, nicht, was wirklich ist; und dadurch macht er selbst das Triviale poetisch und das individuell Persönliche zum allgemein Giltigen. Er giebt mehr als alle heutigen Novellisten den Schein für die Sache, und bei ihm verzehrt (nach Schiller) die Form den Stoff völlig. Er kann daher und soll auch nicht nachgeahmt werden. Nur ein Mensch, wie er, kann ein Dichter sein, wie er, frei von jeder Schablone und eng geschnürt in die spanischen Stiefel der von ihm beliebten, ihm passenden und von ihm bewußtvoll ausgebildeten Manier. Daran, an Manier, grenzt er; aber ihm verzeiht man sie. Ihn unter die Dorfgeschichtenschreiber, die häßlichsten Realisten, die es giebt, zu werfen, ist geradezu ein ästhetisches Verbrechen. Eben so gut könnte man Perlen und Diamanten mit Kieselsteinen in dasselbe Collier fassen. Doch was sage ich das Ihnen . . . . ."

Sie haben mir noch nie über Fritz Reuter gesprochen. Ich, der ich freilich das Hauptwerk Reuters „Ut mine Stromtid" nicht kenne, theile nicht die allgemeine Bewunderung dieses Poeten.

Am 15. Juni gedenke ich nach Recoaro zu gehen, drei Stunden von Vicenza entfernt, um dort Brunnen zu trinken. Der Ort liegt 2300 Fuß über dem Meere, an der venezianischen

Grenze. Alsdann möchte ich noch im Tyrol ein paar Wochen mich aufhalten, im nördlichen; ich habe Kitzbüchel im Auge, wenige Stunden von der Station Wörgl gelegen. Was werden Sie unternehmen? Wohin muß ich im Juni und July meine Briefe an Sie richten?

Gute Wünsche in Ihre neue Wohnung![1]) Daß bei Gelegenheit Ihres Umzuges meine „Drei Erzählungen“[2]) durch Ihre Hände glitten, berührt mich eigen; überraschend aber die Thatsache, daß sie überhaupt zu Ihrer Kenntniß gelangt sind. Über die Magyaren denke ich, wie Sie. Dieses malerische Culturvolk, das viel früher finanziell und daher auch politisch zu Grunde gegangen sein wird, bevor es auch nur zum kleinsten Theile seine Barbarei abgestreift haben kann.

Den freundlichsten Gruß
Ihr

Emil Kuh.

22.

Verona (S. Lorenzo, Fratelli Cola),
26. July 1875.

Ich will Italien nicht verlassen, ohne Ihnen für Ihre beiden letzten Briefe[3]) gedankt zu haben. Beantworten werde ich sie demnächst von Sais aus, im tirolischen Gebirge, wohin ich jetzt zu meiner Familie gehe. Dort werde ich auch die mir gütigst gesendeten Rahel-Briefe vorfinden, die meine Frau mitgenommen hat, weil dieselben nach meiner Abreise aus Meran in meinem Hause eintrafen.

---

[1]) Vgl. Keller's Brief vom 18. Mai 1875. Bächtold III. S. 182.

[2]) „Drei Erzählungen“. Troppau 1857. 8⁰. — Vgl. Keller's Brief vom 18. Mai 1875. Bächtold III. S. 182 f.

[3]) Vom 9. und 28. Juni 1875. Vgl. Bächtold III. Nr. 196 u. 198.

Die Brunnencur in Recoaro, die ich vom 21. Juni an bis vorgestern gebrauchte, hat eine sehr günstige Wirkung auf mein Magen- und Nervenleiden ausgeübt. Ich habe wieder Eßlust und das zu mir genommene Eisen der Heilquelle ist dem ganzen Menschen zu Statten gekommen. Das Müßiggehen fünf Wochen hindurch, that mir gleichfalls gut, wiewohl ich mich jetzt nach etwas Thätigkeit schon herzlich sehne. (Ein unlogischer Satz, den Herr Sch[r]öer geschrieben haben könnte.) Ich vermeide es immer, sobald ich ausspanne, auch sogenannte leichte Bücher zu lesen. Denn gefallen sie mir, so regen sie mich zu allerlei geistigen Spaziergängen an, die mich zuletzt anstrengen, und mißfallen sie mir, so fordern sie meinen kritischen Unwillen heraus, was nicht eben zum physischen Wohlbefinden beiträgt. Für die leichte Lectüre und den Genuß von oberflächlichem Gegaukel bin ich nun ein für allemal nicht gemacht. Das Einzige, was ich gegen den Schluß meines Aufenthaltes in Recoaro arbeitete, bestand darin, die Abschrift eines Capitels aus Hebbel's Biographie zu vollenden, eines rein litterarischen Capitels, welches ich unter dem Titel: „Die Litteraten des jungen Deutschlands“ an die Zeitschrift: „Im neuen Reich“ sendete, nachdem mich die Redaction wiederholt um Beiträge gebeten. So rücksichtslos entschieden ist, wie ich glaube, jene polternde Schaar eigensüchtiger, poetisch unfähiger Schriftsteller vorher noch nicht angefaßt worden. Möglich daß die Herren in Leipzig gerade deßhalb Anstand nehmen werden, die Abhandlung zu drucken.

In Recoaro studierte ich die barbarischen Seiten des italienischen Volkes. Da einen dort weder große Erinnerungen noch gewaltige oder schöne Denkmäler der Kunst und der Geschichte des Landes umringen, so drängt sich das Häßliche und Widerwärtige in wälscher Sitte und Artung umso stärker hervor; die in Florenz oder in Rom beschäftigte, zuweilen berauschte

Einbildungskraft des Deutschen legt an einem Ort wie Recoaro sozusagen kein gutes Wort ein für das uns Widerstrebende im italischen Volkscharakter. Es ist gewiß thöricht, ja blöde, wenn ein Subject, gleich dem Alpentouristen Herrn Noë, sich in Pästum und auf Capri darüber beklagt, daß dort kein ordentlicher Kartoffel wachse, daß man aber von Citronen und Orangen, Lorbeer und Myrthe nicht leben könne; es verräth gewiß einen ganz und gar ungebildeten, plumpen Sinn, wenn der erwähnte Bergfex sich über den Palazzo und Campanile lustig macht, weil die Betten schlecht sind und der Kirchenplatz schmutzig ist. Dergleichen hat Herr Noë vor einigen Jahren in der „Neuen Freien Presse" zum Besten gegeben. Man sollte aber auch endlich aufhören, ausschließlich den Franzosen ihre Anmaßlichkeit und ihre katholisch-politischen Nichtswürdigkeiten vorzuhalten, in Italien hingegen alles eitel ideal, naiv und culturvoll zu preisen. Es steckt noch ein großes Stück Barbarei in der italienischen Nation, und ich habe nicht übel Lust, dies bei Gelegenheit öffentlich auszusprechen. Warum Jedermann einen Nicolai schelten, der sich vor Ungeziefer in Neapel nicht zu retten weiß?! Warum nicht offen sagen: Ihr erstickt nicht selten im Schmutz, und der ist kein nothwendiger Bestandtheil der Naivität! Dieses Schlagen, unbarmherzige zu Tode hetzen der Esel und Pferde — diese dreckigen Straßenbuben, welche zertretene, im Schmutze getränkte Zigarrenstümpfe emsig auflesen und in's Maul stecken — diese Thüren und Schränke, die nicht schließen, diese Unzuverlässigkeit in allen Zweigen der Administration. Die „Signorie", die reichen Bürger und Kaufleute genirt es nicht im Mindesten, daß ekelhafte Rangen unausgesetzt an den Tischen und zwischen den Stühlen im Café, wo jene sitzen, vorbei gehen, daß die mit ihrem Stiefelkasten umher schlendernden Stiefelputzer fortwährend: patina! brüllen und hin und wieder mit dem unreinlichen Geräth die Röcke

und Beinkleider der Rauchenden und Schmauchenden streifen. Und mit dieser demokratischen Duldsamkeit ist, soweit ich bemerkt habe, keine besondere Herzensgüte verknüpft: der Italiener gibt nicht gerne und nicht viel den Armen, wie mir scheint. — Daß das in Italien so sehr ausgebildete Formgefühl mit einer allgemeinen Gleichgültigkeit gegen Reinlichkeit und Ordnung Hand in Hand geht, dies hat mir viel zu denken gegeben.

An dem nemlichen Tage, als ich Ihren zweiten Brief an mich erhielt, bekam ich einige herzliche Zeilen von Paul Heyse, dem ich unter Kreuzband mein Gedenkblatt an Mörike[1]) geschickt und dessen wohlwollend liebenswürdige Natur eben eine Stelle Ihres Briefes[2]) berührt hatte.

Heyse schrieb mir, daß er ernstlich krank, daß ihm sogar das Beantworten eines Briefes und jedes Gespräch über geistige Dinge verboten sei. Er ging an den Schliersee im bairischen Hochlande.

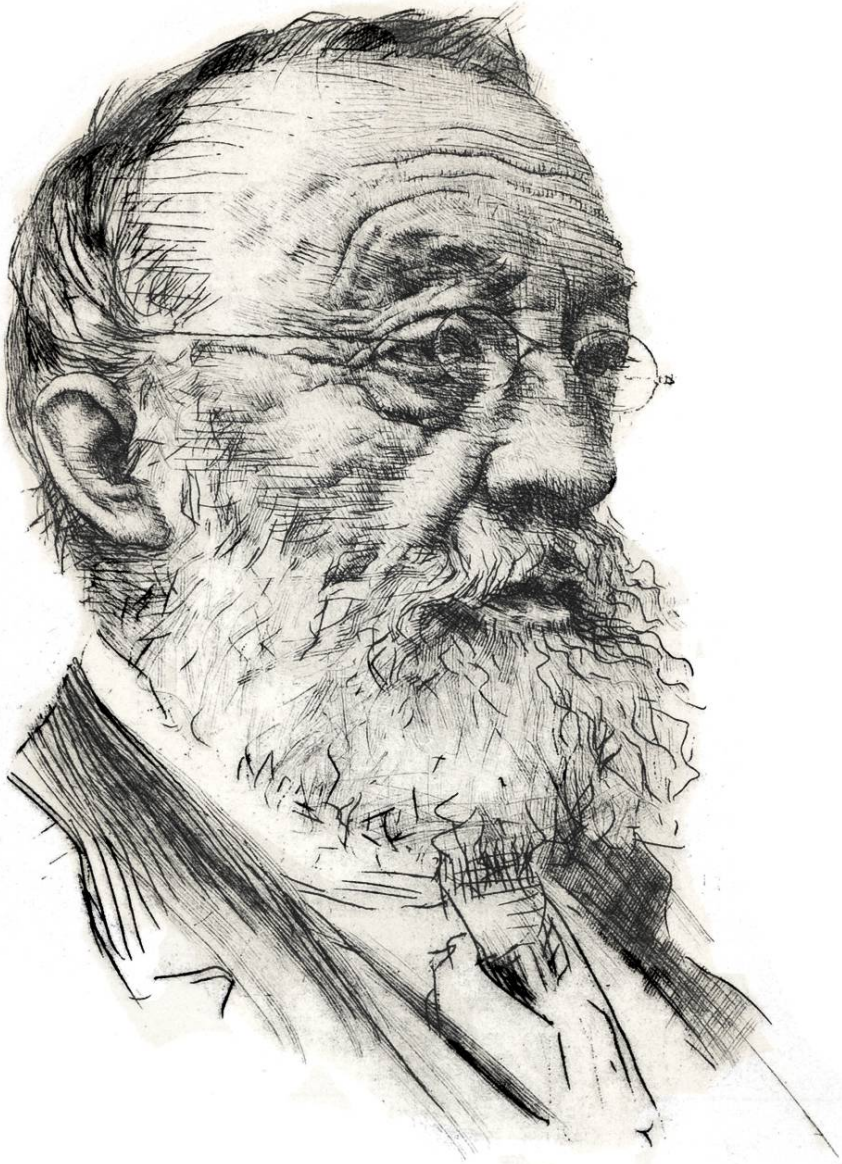
Anfangs September werde ich meine alten Eltern, welche diesen Sommer in Baden-Baden zubringen, dort besuchen. Vielleicht unternehme ich alsdann auch einen Abstecher zu Ihnen nach Zürich. Doch würde ich auf alle Fälle früher bei Ihnen anfragen, ob Sie gelaunt sind, meinen Besuch zu empfangen, ob Sie nicht im Producieren gestört würden u. s. w. Wir können ja ohne Umstände Einer zum Andern sprechen.

Das Zimmer des vortrefflichen, anmuthig an der Etsch gelegenen Gasthofes, wo ich einkehrte, ist von Phirsichen durchduftet, die ich für meine Kinder nach Tyrol bringe. Auf dem großen Markte gleißen die angeschnittenen Melonen und Kürbisse zu Füßen der Säulenpracht der großen Paläste. Bei diesem Anblick wird man wieder Italiens froh.

---

[1]) „E. Mörike". Ein Gedenkblatt. Wiener Abendpost. Jg. 1875. Nr. 134 u. 135.

[2]) Vgl. Brief Kellers vom 28. Juni 1875. Bächtold III. S. 196 f.



Gottfried Keller

nach einer Radierung von KARL STAUFFER

Möchte doch Ihre Sommermuße auf der luftigen Anhöhe bei Zürich Ihren Freunden einen Korb edler Früchte zum Winter 75 bescheeren!

Mit herzlichem Gruß Ihr

Emil Kuh.

23.

Bad Ratzes am Schlern (Tyrol), 18. August 1875.

Seit ersten August lebe ich hier im Lärchenwalde, nachdem ich bei Frau und Kindern in Sais, eine Wegstunde entfernt, mehrere Tage zugebracht habe. Ich bin im Übrigen auch jetzt mit meiner Familie viel zusammen, weil sie mich beinahe täglich besucht. In der vorigen Woche kam mein jüngster Bruder an, den ich acht Jahre nicht gesehen und den ich sozusagen erst kennen lernen mußte, da wir von einander auch früher stets getrennt gewesen, räumlich wie geistig.

Seine ganze Jugend bestand aus lauter Thorheiten, Fehltritten, ja Nichtswürdigkeiten. Er stellte eine Abenteurer-Existenz ersten Ranges vor. Endlich raffte er sich auf, die Besinnung kehrte wieder und mit ihr trat eine kalte, überlegene Auffassung der Menschen und Verhältnisse hervor, wie sie bei Menschen seines Alters (er zählt 29 Jahre) selten angetroffen wird. Durch eines meiner Geschwister wurde er mit Ihrem Grünen Heinrich bekannt, den er einige Male gelesen und über den er manche ausgezeichnete Bemerkung gemacht hat. Interessant war mir seine Mittheilung: er habe als Knabe von 6 Jahren einst vor dem Einschlafen träge übermüthig vor sich die Worte hingesprochen: Dieu est un âne, Dieu est un animal! gleich darauf habe er bitterlich zu weinen angefangen und nach einer meiner Schwestern gerufen, er fürchte sich im Zimmer, er wolle nicht allein bleiben! Als er auf jene Scene im Grünen Heinrich

stieß, wo dieser in ähnlichen Ausdrücken über Gott sich ergeht, da sei es ihm kalt über den Rücken gelaufen.

Es ist charakteristisch, daß die verschiedenartigsten Individuen von dem Naturgeiste Ihrer Dichtungen gleich stark ergriffen werden, daß der Eindruck derselben auf sie in der Hauptsache dem wesentlichen Gehalt dieser Dichtungen entspricht, während in die sogenannte ästhetische Beurtheilung Ihrer Poesie sich eine so große Menge schiefer Gesichtspunkte, falscher Auslegungen, dummer Schlußfolgerungen mischt. Ein Beispiel der Art war die briefliche Auslassung Faust Pachler's[1]), worauf ich diesem ungefähr das Nämliche geantwortet habe, was Ihre Glosse[2]) darüber enthielt. Sie nennen Manier, schrieb ich unter Anderem, was ich Styl nenne, Sie bezeichnen, indem Sie sagen, daß Keller nur darstellte, was er selber wahrnehme, als eine Eigenheit oder Eigenthümlichkeit des Einzelnen, was das Merkmal der dichterischen Darstellung überhaupt ist; es fragt sich dabei nur, ob dieses Medium möglichst rein vermittle, ob die Ränder der Linse nicht in Regenbogenfarben spielen. Am entschiedensten wies ich das kleine Stückchen Himmel zurück, das Sie angeblich durch ein kleines Fensterchen sehen. Die Vorstellung von dem Einfluß großer Städte auf den Künstler, der blöde Aberglaube, daß die äußere Umgebung, „der Pulsschlag der ‚Capitale'" und dergleichen für den Poeten im höchsten Grade wichtig und bedeutsam ist, gehört längst zu den Themen, über welche ich mir vorgenommen etwas zu schreiben. Ich erinnere mich eines Gespräches, das ich mit Ihering über diesen Gegenstand hatte, und wobei ich mit dem geistvollen Juristen und Menschen durchaus in Übereinstimmung war. Hinter jenem Aberglauben verbirgt sich bei den Meisten, die ihn theilen,

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 21.

[2]) Vgl. Brief Kellers vom 28. Juni 1875. Bächtold III. S. 194 bis 196.

die verdächtige Einbildung, daß das starke dichterische Vermögen mehr wie eine Speise gekocht und zubereitet als wie eine Baumfrucht aus den geheimen Säften der Erde und unter dem Segen der Sonne und des Regens hervorgelockt und gezeitigt werde. Den Geburtsort, die Glücksgaben, Erziehung und Dressur möchten sie gerne für die Eins ausgeben und das angeborne Talent für die Zwei, weil dann der Abstand zwischen ihnen und dem hervorragenden Künstler sich minder groß ausnimmt, weil sie sich dann leichtlich mit dem Wenn und Aber behelfen können, diesen elendiglichen Krücken menschlicher Rathlosigkeit und Ohnmacht.

Daß ich vollkommen Ihrer Ansicht beistimme in Betreff der Wichtigkeit, welche Otto Ludwig auf die „Uhrenmacherei des psychologischen Räderwerkes“ legt, brauche ich Ihnen nicht mehr ausdrücklich zu versichern[1]). Unbegreiflich ist mir aber Ludwig's Wort: daß Sie, wie die großen italienischen Coloristen nicht zeichnen konnten, auch wenn ich jene Wichtigkeit als die Motivierung dieses Wortes mir vergegenwärtige. Gerade den präcisen Zeichner muß Jedermann, der Augen hat, in Ihren Dichtungen bewundern. Otto Ludwig selbst ist gar kein vortrefflicher Zeichner, ungeachtet seines hin und wieder hervorbrechenden plastischen Talents. Das plastische Talent Ludwig's entstammt nach meiner Empfindung, meiner Überzeugung einer zuweilen verdichteten Stimmung, es ist, wenn ich so sagen darf, die Plastik des Zustandes, nicht die Plastik der Gestalt, die er gibt. Wenn ich Ihre Eugenia[2]) lese oder Ihren Dietegen, so verlieren sich niemals die Contouren in den Luft-, Licht- und Dunstwellen des einen und andern Gemüthszustandes der Personen, gleichsam in der eben herrschenden Tageszeit der Seele, in dem Farbenton derselben, mit einem Worte in der Stimmung;

---

[1]) Vgl. Brief Kellers vom 28. Juni 1875. Bächtold III. S. 195 f. Vgl. auch Bd. II. S. 73 f.

[2]) Die erste der „Sieben Legenden“.

und dennoch sind die Contouren von der jeweiligen Situation, wie Stimmung der Person modificirt, bald blasser, bald heller, bald im Profil, bald en face zu sehen. Ludwig's Personen jedoch, wo sie nicht die Formel ihres Seins aussprechen, sondern sich einmal unbefangen ausleben, werden derart dem Stimmungsgeiste der Scene, die sich eben ereignet, botmäßig, daß eine Scheidung nicht mehr angeht, weshalb ich an seinen Charakteren ungefähr den halben Einblick zu empfangen wähne, wie von einem eigenthümlich beleuchteten Baum, oder wie von Felsengesichtern in einer Landschaft. Es ist schwierig, sich hiebei verständlich zu machen und ich weiß nicht, ob mir dies annähernd gelungen ist.

Da Sie sogar ein größeres, umfassendes Werk über Hebbel nicht überflüssig erachten, so darf ich hoffen, daß meine Lebensarbeit kein Schlag in's Wasser sein wird. Wenn nur der nächste Winter mir so viel Gesundheit läßt, damit ich die zweite Hälfte des zweiten Bandes vollenden kann. — An dem Tage, als ich in Recoaro Ihren jüngsten Brief erhielt, der auch der liebenswürdigen, neidlosen Natur Paul Heyse's[1]) gedenkt, bekam ich ein paar herzliche Zeilen von Heyse, in Folge meines Gedenkblattes an Mörike[2]), das ich ihm unter Kreuzband geschickt hatte. Haben Sie die sachlich anregende Schrift Notter's[3]) über den edlen Hingeschiedenen schon zu Gesicht bekommen? Die angefügte Grabrede Vischer's fand ich phrasenhaft und in eine unleidliche, dichterisch-wissenschaftliche Sprache gekleidet. — Die Zeitschrift: „Im neuen Reich", die mich wiederholt um Beiträge ersuchte, veröffentlicht in diesem Augenblick einen litterarischen Abschnitt aus meiner Biographie

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 22 u. Anmerkung 2. S. 80.

[2]) Vgl. Anmerkung 12.

[3]) Fr. Notter. E. Mörike. Ein Beitrag zu seiner Charakteristik als Mensch und Dichter. 1875.

Hebbel's betitelt: Die Litteraten des jungen Deutschland. Ich werde Ihnen den, leider von bösen Druckfehlern wimmelnden Aufsatz zusenden, wenn er vollständig gedruckt ist.

Rahel's Briefe erwecken in mir neben erhebenden Gefühlen vielfach Widerstreben und Mißmuth. Ein Rahel-Enthusiast bin ich schon lange nicht mehr und das seelische Graswachsen-Hören wird mir nachgerade peinlich. Auf alle Fälle sind die geschlechtlichen Entbehrungen der tiefsinnigen und wahrhaftigen Frau nicht zu übersehen. Den Aufsatz, den ich vor acht Jahren[1]) über die Rahel geschrieben, werde ich Ihnen gelegentlich aus Meran schicken.

Am 22. reise ich nach Gmunden, Ende der ersten Septemberwoche nach Baden-Baden.

Mit herzlichem Gruß Ihr

Emil Kuh.

24.

Meran, 27. October 1875.

Lange schon hat mich ein Wort nicht so freudig bewegt, wie das Ihrige in dem Briefe vom 8. October[2]). Sie glauben es mir wohl, wenn ich Ihnen bekenne, daß das Urtheil, welches Sie über meine im „Neuen Reich" veröffentlichte Charakteristik des jungen Deutschlands aussprachen, mir mehr bedeutet als ein etwan eingeheimstes Lob der gesammten deutschen Presse. Ihre Schlußbemerkung flößt mir erneutes Vertrauen zu meiner

---

[1]) 1868.

[2]) Brief Kellers vom 8. Oktober 1875. Vgl. Bächtold III. (Nr. 204.) S. 212 f.

großen Arbeit ein. „Gefolgschaft und Aussichten“ begleiten allerdings fortwährend die Hauptgestalt, und ich hoffe, Sie sollen mir dereinst kein Zuviel darin vorwerfen können. Den starken Accent lege ich auf die innere Geschichte Hebbel's. Ich war gerade mit dem Beginn eines schwierigen Abschnittes beschäftigt, der des Finstern und auch des Häßlichen genug enthalten wird, als Ihr letzter Brief bei mir eintraf. Nun muß ich mich aber, wie ich Ihnen schon einmal sagte, sehr hüten, mich in Ihre Persönlichkeit zu versenken, eines Ihrer Blätter zu beantworten, wenn ich der zur Darstellung Hebbel'scher Zustände nöthigen Stimmung noch nicht völlig Herr bin, was im Anfangen eines Capitels der Biographie selten der Fall ist. Darum schob ich diese Zeilen bis jetzt hinaus. Jener Furcht widerspricht nicht der Umstand, daß der Einfluß Ihrer Dichtungen, Ihrer Welt- und Seelenanschauung sich vielfach in meinem Buche geltend macht, wie ich dies gleichfalls schon gegen Sie hervorgehoben [1]). Erst gestern Abend wieder, als ich meiner Frau etwas von dem neu Entstandenen vorlas, meinte sie: Du hättest doch ohne den Grünen Heinrich das Werk nicht so geschrieben, nicht so schreiben können. Wo dieser Einfluß erkennbar ist, wüßte ich selbst nicht entschieden zu sagen; am nächsten käme ich dem Richtigen, wenn ich auf die Courage hinweise, womit ich das Schwarze neben dem Weißen als schwarz bezeichne, das Graue im Weißen mich nicht zu zeigen scheue, ohne Aufhebens davon zu machen, ohne zu entschuldigen oder anzuklagen, ohne die Kirche und die Polizei als existirend zu betrachten, wenn es sich um rein menschliche Prozesse handelt, aber auch ohne dem Sittlichkeitskodex der Genialen einige Paragraphen zu entnehmen. Ich kann dies Alles nicht, das versteht sich von selbst,

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 1 (20. Februar 1871) und Brief Nr. 5 (10. Febr. 1873).

ich habe von Ihrem Können profitirt. Die gemeinen Menschen brauchen vorzugsweise äußere Hülfe von ihren Mitmenschen, die besseren, wenigstens dem Wesentlichen zugewendeten bedürfen vorzugsweise der geistigen, der inneren. Diese ist das Merkmal Ihrer Kameradschaft, Ihrer Vortheile und Freundschaftsdienste. Lachen Sie mich nur aus, daß ich in ein solches poetisches Reden hinein gerathe! Demnächst wird die „Wiener Abendpost" jenen Abschnitt aus der Hebbel-Biographie bringen, welcher dem im „Neuen Reich" gedruckten voran geht. Ich theile nicht deshalb ein Bruchstück mit, weil ich es vielleicht nicht erwarten kann, die „öffentliche Meinung" zu vernehmen, sondern lediglich aus dem Grunde, weil ich, gegen einen Jahresgehalt von 800 Gulden, monatlich verpflichtet bin, für die „Wiener Abendpost" eine bestimmte Anzahl Artikel jährlich zu liefern, und nun mit Beiträgen im Rückstande nicht allerlei Kritiken über Bücher schreiben wollte, welche mich von der biographischen Arbeit würden abgelenkt haben. Ich bin eben nicht federfix.

Die Nachricht, daß es endlich nöthig geworden, eine zweite Auflage Ihres Romans zu veranstalten, that mir wohl. Ob Sie eine Umbildung des merkwürdigen Buches unternehmen sollen, darüber getraue ich mich nicht ein Votum abzugeben; ich thäte es auch dann nicht, wenn Sie ein solches verlangt hätten. Ich bin, seitdem ich meine Vorschläge in Betreff des Grünen Heinrich an Sie gelangen ließ [1]), in meinen Ansichten über Umbildungen origineller Dichterwerke, welche bereits einer anderen Jahreszeit des Dichters angehören, um Vieles rigoroser geworden. Was sich von dem Blut- und Seelenleben des Urhebers gänzlich losgelöst hat, das können ganz und gar verschiedene Blutwellen nicht umfärben, neue Seelenschwingungen

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 2 (25. Juli 1871).

nicht umgestalten, ohne den Lebenspunkt des poetischen Organismus zu schädigen, ja ohne auch die Detailvorzüge zu schwächen oder am Ende in ihr Gegentheil zu verwandeln. Mit dem strengeren, wenngleich edleren Mund des sozusagen wiedergebornen Gesichts wird möglicher Weise das junge Auge, das unberührt geblieben, in Hader sein. Trotzdem gebe ich gerne zu, daß auch das völlig abgelöste Gebilde mit seinen letzten, geheimsten Fasern noch an Den, der es hervorgebracht, geknüpft sein, also bis auf einen gewissen Grad umbildungsfähig sein mag. Mich dünkt: wenn die gesammelte Kraft, die man Begeisterung nennt, sich Ihres Grünen Heinrich's bemächtigt, dann sollen oder dürfen Sie sich ihr anvertrauen, wenn jedoch Ihre „prickelnden" Finger nur dem künstlerischen Geist gehorchen würden, der das hier und dort Intentionirte jetzt in Formsprache umsetzen und das an manchen Stellen lose Gefügte nunmehr besser gliedern könnte, dann sollten und dürften Sie nicht Hand anlegen.

Das Schlimme beim Grünen Heinrich ist in diesem Betracht der Erbfehler der Production, der zugleich auf das Innigste mit ihrem hohen Werth und ihrem eigenthümlichen Zauber verschmolzen ist: die kecke Mischung von naivster Darstellung und reifster Überlegenheit in einem Athem. Ich komme über diese Keckheit nicht hinweg und erstaune daher jetzt noch, daß Friedrich Vischer dieselbe eigentlich kaum bemerkt hat, als er so analysirend-zerpflückend die Dichtung besprach[1]). — Mir fällt das Beste nicht ein, was ich zu sagen habe, was ich im mündlichen Verkehr sicherlich sagen würde, denn um dieses Beste schreiben zu können, müßte ich ein bedeutender Schriftsteller sein. Sie nicken gewiß ja. Ich verstehe den Grünen Heinrich, wie ich mir einbilde, recht gut. Ich war selbst

[1]) Vgl. Brief Nr. 17 (31. Juli 1874) und Teil I, S. 47 und 52, Anmerkungen 1.

in vielen den seinigen ziemlich ähnlichen Situationen, — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Vischer's Aufsätze über die Thierquälerei in Recoaro und Italien habe ich gelesen; dieses nicht fertig werden mit dem Gegenstande, dieses unaufhörliche Hervorstoßen, Abbrechen und wieder Hervorstoßen der nämlichen Gedanken und Fernlaute übt den Eindruck der Wallfischbewegungen von Naturschwimmern aus. Es ist etwas Eigenes um das Talent Vischer's. Er beherrscht mit Virtuosität die Wendungen der Sprache, er durchwühlt einen Reichthum der treffenden Vokabeln und angemessenen Gleichnisse; dennoch geschieht dies mit der Schwerfälligkeit eines sonst beweglichen Mannes, der sich seines großen Bauches wegen nicht ordentlich bücken und nicht schnell genug umdrehen kann.

Besten Dank für die Zusendung der Briefe Otto Ludwig's an Herrn Julian Schmidt. Ich werde sie nutzen, wenn ich wieder über Sie öffentlich spreche. Haben Ihnen die Sommermonate Productionsfreuden gebracht? Mir brachten sie die lange entbehrte Eßlust zurück und auch geistige Anregungen, die mir freilich durch eine tückische Grippe verbittert wurden. Ich verließ Ratzes Ende August und ging zuvörderst auf ein paar Tage nach St. Wolfgang, zwischen Salzburg und Ischl, zur Fürstin Marie Hohenlohe, einer Frau, welche die vornehmste Weiblichkeit mit einem brillanten Geist vereinigt, ein latent leidenschaftliches Naturell mit dem Ausdrucke halb gesellschaftlicher, halb seelischer Zurückhaltung. Sie sagte mir manches schöne Wort über meine biographische Arbeit, die ich auf den Wunsch der Wittwe des Dichters mitgenommen hatte und wovon die Fürstin an 200 Seiten meiner engen Hand las. In Gmunden, bei Frau Hebbel, verlebte ich 14 Tage, excerpirte und copirte dort Briefe ihres Mannes an sie, ließ mich pflegen

und hätscheln. Zum Schluß ging ich nach München, wo ich mit meinen alten Eltern, die aus Baden kamen, eine Zusammenkunft hatte. Heyse war leider nicht in München. Ein prächtiges Wort Schwind's erzählte mir der Maler Professor Ille. Als Schwind einst über einen „Künstler" heftig sich ausließ und den Einwurf vernahm: „aber er hat Talent!" da rief er in seiner hitzig drastischen Weise aus: „Talent? wissen's was Talent is? Die Fähigkeit daß's was lernen können, Talent is, daß's kan Ochs sind! I pfeif' Ihnen auf's Talent!" —

ad Rahel-Varnhagen eine Notiz, die Sie ergötzen wird. Herr Julian Schmidt begann neulich in der „Wiener Abendpost" einen Essay über Rahel, der thatsächlich eine schlechte Sammlung von Auszügen aus dem Briefwechsel ist, ein litterarischer Gang nach Honorar. Nun versichert der Schwätzer, daß Rahel in diesen Briefen nicht besonders vortheilhaft heraus komme, daß ihre Begeisterung für Goethe „in ihrem ganzen geistigen Treiben" wohl das Anziehendste sei. In den Briefen an Veit nehme sie sich am Besten aus, in diesen Briefen aber sei sie doch schon zu sehr die berühmte Frau — „und wenn im Augenblick der Esprit sich nicht von selbst einstellen wollte, so würde er gemacht." — Dagegen habe Varnhagen in keiner seiner Veröffentlichungen einen so guten Eindruck auf Schmidt gemacht, wie in diesen. — — — —

Der Verfasser des Schriftchens über Charles Lamb, der Hofrath Marschall in Weimar[1]), leidet, wie ich vor Wochen zu meinem Bedauern durch Karl Eitner in Weimar erfuhr, an Gehirnerweichen.

Mit meinem physischen Befinden bin ich jetzt zufrieden und hoffe auf einen leidlich guten Winter. Die Gegen-Photographie,

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 19 (12. Dezember 1874) und Kellers Brief vom 9. Juni 1875. Bächtold III. (Nr. 196) S. 189.

welche Sie vor drei Jahren von mir begehrt haben, lege ich diesem Briefe bei[1]). Meine liebe Frau beklagt nur, daß die „Denkerstirne“ durch eine Nachlässigkeit so hoch ausgefallen; denken Sie sich also noch zwölf nach vorne gestrichene Haare dazu.

Vielleicht interessirt Sie auch mein im September erschienener Artikel über Recoaro.

Mit herzlichsten Grüßen Ihr

Emil Kuh.

25.[2])

Was sind doch Ihre Sieben Legenden, verehrter Freund, für köstliche Dichtungen! Eben genoß ich wieder Ihre Eugenie, nachdem ich durch Robert Hamerling's Aspasia, die ich in Folge einer übereilten Zusage lesen muß, kalt und nüchtern geworden war. Die Stimmung, die mich erfüllt, wenn ich den schlimmen Eindruck falscher Poesie mit den Wirkungen der echten zu tilgen suche, hat Ähnlichkeit mit den kleinen Schnabelstößen des Vogels, der sein Mäulchen nach der Mahlzeit reinigt. In zehn Zeilen, worin Sie einen landschaftlichen Hintergrund markieren, ist mehr Klima und Tagestemperatur fühlbar als in zehn Capiteln eines Poeten von der Artung Hamerling's. Sein Verstand geht nach Athen, aber sein inneres Auge bleibt in Gratz; vierspännig fährt seine Bildung in den Straßen des Perikles herum, und ohne es zu ahnen streckt seine

---

[1]) Vgl. Brief Kellers vom 28. Juli 1872. Bächtold III. (Nr. 154.) S. 89.

[2]) Bereits abgedruckt von Herrn Max Kaufmann in seiner „Die Großen unter sich“ betitelten Briefpublikation. Vgl. „Neue Freie Presse“, Jg. 1901, Nr. 13207. Nr. 5. (Im Schaupult des G. Keller-Zimmers der Stadtbibliothek Zürich liegend.)

Phantasie gleichsam eine Bettlerhand aus nach den Almosen an Zügen aus dem Sophokleischen Hellas. Dem Dichter, der diese Bezeichnung verdient, kann es eigentlich gar nicht in den Sinn kommen, eine Reihe großer Bildner, wie Platon (?), Sophokles, Perikles zum Gegenstande dichterischer Darstellung zu machen, oder die fürchterlichen Lehrmeister zügelloser Wollust, gleich den männlichen und weiblichen Wahnsinnsgestalten des kaiserlichen Rom zu beschwören und an ihrer Schilderung die poetische Farbenpracht des sinnlich Üppigen zu berühren.

Beides hat Hamerling gethan. Sein Seidenwurm sitzt anstatt im Laub des Maulbeerbaumes auf einer Sammtschleppe.

Sind Sie während des Sommers und Herbstes mit einer Production zu Ende gekommen? oder haben Sie nur Allerlei gesponnen und gesonnen?

Längst wollte ich Sie fragen, ob die unvergleichlich erschütternde Episode von dem Leichlein im Grünen Heinrich auch den Wurzelfasern der Erfindung nach Ihr Eigenthum ist. Denn auf dichterischer Erfindung beruht sie auf alle Fälle. Die Meisten wissen eben nicht, daß in der Poesie die Erfindung tausenderlei Standorte und Formen hat. Ich möchte aber gerne wissen, ob das unglaubliche Wort: das Leichlein läuft! Ihnen gehört.

Friedrich Vischer hat mir sein neues Buch über den Goethischen Faust gesendet. Ich blätterte eine Stunde lang darin und legte es dann einstweilen zur Seite. Dergleichen Untersuchungen werden mir mit jedem Tage unangenehmer. Wie lange noch darf ich Ihre Varnhagen-Rahel-Bände behalten?

Mein biographisches Werk ist um ein wesentliches Stück wieder vorwärts gebracht. Zum mindesten bin ich jetzt auf dem Abstiege. Mein physisches Befinden ist ein leidlich gutes.

Unter Kreuzband schicke ich Ihnen morgen den in der „Wiener Abendpost“ gedruckten Abschnitt: Der Dichter der Judith.

Schreiben Sie frohgemuth in das neue Jahr hinüber!

Ihr

Emil Kuh.

Meran, 11. December 1875. Abends.

26.

Meran, 12. Mai 1876.

In den letzten Tagen machte ich die sehr unangenehme Erfahrung, daß Briefe und Postkarten an mich verloren gegangen; im jüngsten Sommer war dies mit einem umfangreichen Briefe Storm's geschehen und erst 6 Wochen später kam der Vagabund auf dem Umwege über Husum, den Ort der Absendung, in meine Hand. Ich befürchte nun, da ich seit October 75 kein Lebenszeichen von Ihnen empfangen, daß auch einer Ihrer Briefe an mich in Verlust gerathen. Sollten Sie an mich seitdem geschrieben haben, so bitte ich um eine Zeile, welche meine Befürchtung bestätigt. Ist dies aber nicht der Fall gewesen, dann bemühen Sie sich nicht um meinetwillen. Ich ehre Ihr Schweigen, wie Ihre Antworten und begreife ganz gut, daß Jemand zuweilen keine Lust verspürt, Briefe zu schreiben, namentlich wenn dieser Jemand Gottfried Keller ist! Hoffentlich ergeht es Ihnen nicht schlecht und leben Sie in poetischer Arbeit.

Wie immer Ihr

Emil Kuh.

Die Rahel-Varnhagen-Briefe schicke ich demnächst an Sie zurück.

27.

Meran, 26. Mai 1876.

Ihre Mittheilung[1]) hat mich überrascht und angenehm berührt zugleich. Ich dachte mir immer, wiewohl ich den Umfang Ihrer amtlichen Thätigkeit und die Strenge des Dienstes nicht kannte, daß Ihre dichterische und Ihre Lesemuße empfindlich darunter leiden müsse. Denn ich kenne Ihre Poesie und diese hat einen so intensiven Charakter, daß sie nicht als Nebenbei fröhlich zu athmen vermag. Beherrscht sie doch Ihren ganzen Menschen, ist sie doch von Ihrer individuellen Existenz untrennbar! Sie bedürfen, davon bin ich überzeugt, eine Kette von Wochen und Monaten, um zu spinnen, sich in die wirkliche Welt, nämlich in die des dichterischen Träumens, zu versenken, wenn auch die Kunstwerke selbst, einmal reif, rasch abgeschüttelt werden. Da man obendrein endlich im größeren Publikum erkannt hat, was die Kundigen längst wußten, daß Sie nämlich der erste erzählende Dichter der Gegenwart sind, so dürfen Sie auch in Hinblick auf die ökonomische Seite, die Sie erwähnen, vollkommen ruhig in die Zukunft blicken können.

Inständig bitte ich Sie, meine Wintersendungen an Sie nicht als Akten zu betrachten, welche erledigt werden sollen. Es wird sich schon die Gelegenheit ergeben, daß Sie über das Eine und Andere brieflich oder vielleicht mündlich mir etwas sagen. Durch Vischer weiß ich (er kam vor zwei Jahren in Stuttgart darauf zu sprechen), daß Ihnen die halbe Schweiz Manuscripte und Briefe zuschickt, und wenn auch meine Bescheidenheit nicht so weit geht, daß ich mich zur halben Schweiz

---

[1]) Brief Kellers vom 15. Mai 1876. Vgl. Bächtold III. Nr. 209. Die Nachricht, daß Keller vom 1. Juli des Jahres ab seine Staatsschreiberstellung aufgeben werde.

in diesem Sinne rechne, so fällt es mir doch nicht ein, eine Ausnahme besonderer Art vorstellen zu wollen.

Meine Lebensarbeit, die Biographie Hebbel's, wird nun im October, wenn nichts Arges dazwischen fährt, abgeschlossen sein. Die Hälfte des Manuscriptes befindet sich bereits in der Hand des Verlegers, Wilhelm Braumüller in Wien und ich corrigiere heute den 6. Bogen. Der Arzt prophezeit mir eine bessere Gesundheit, sobald ich die schwere Last nicht mehr trage, und ich wünsche, daß die Prophezeihung sich erfülle. Lange hätte ich eine Nerven- und Einbildungskraft aussaugende Arbeit, wie diese, nicht mehr ausgehalten. Seit Februar leide ich wieder recht anständig am Magen. In der jüngsten Zeit fühlte ich mich sehr elend. Frau und Kindern geht es gut. Vom Wetter wird es abhängen, ob ich Mitte Juni oder erst Ende Juni nach Recoaro wandere.

Dort werde ich drei bis vier Wochen die Trinkcur gebrauchen und alsdann zu den Meinen in's Gebirge stoßen. Entweder werden wir uns im Pusterthal oder am Wörthersee in Kärnthen ansiedeln, auf jeden Fall an einer Eisenbahnstation. Ehe ich Meran verlasse, zeige ich es Ihnen an und gebe Ihnen die genaue Adresse, wo ich nach meiner Badereise den Aufenthalt nehme. Besuchen Sie mich nicht im Hochsommer, so besuche ich Sie im Spätherbst, wenn ich lebe.

Treulich Ihr

Emil Kuh.

28.[1])

Meran, 17. Juni 1876.

Dank für Ihren Vollmondbrief[2]), wie ich ihn nennen möchte, so lebhaft schaute ich die weiße Scheibe des Nacht-

[1]) Letzter Brief Kuhs an Keller. Er starb am 30. Dezember 1876 in Meran.

[2]) Letzter Brief Kellers an Kuh vom 8. Juni 1876. Bächtold III. (Nr. 215.) S. 237.

gestirns über dem Züricher See und Ihr Gesicht am Fenster dazu. —

Sie thun recht daran, gleich die ersten freien Athemzüge zu nutzen, indem Sie nach München gehen. Diese Stadt ist wirklich ein Bilderbogen, wenn irgend eine Festlichkeit in ihr sich ereignet. Die vielfach zusammengetragenen Stylarten der Neubauten und der alten architectonischen Denkmäler, das Künstlertreiben und das Gepränge eines unsicher gewordenen Katholizismus, das Fähnlein der Kunst schmausenden Engländer, denen man dort immer begegnet, das grobe bairische Volksthum, dem ich für meine Person freilich nur den Antheil der Schaulust entgegenbringe, denn diese süddeutsche Nationalität hat Hufe statt Füßen, all dies, in eine feierliche Stimmung gebracht, übte auf mich, als ich 1869, gleichfalls zur Zeit einer Ausstellung, mich dort einige Tage umher tummelte, einen überaus heitern Eindruck.

Gerade der diesjährige Sommer dürfte am Züricher See, wo sonst Juli und August tüchtig einheizen sollen, wie ich hörte, sehr angenehm sein. Mögen Sie in's behagliche Arbeiten kommen. Als ich neulich das Paket öffnete, worin sich Ihre Briefe an mich befinden, da fiel mein Blick auf einen aus dem Herbst 71, und zwar auf den Passus, daß Sie hoffen, in nicht zu ferner Zeit sich von Ihrem Amte freimachen zu können[1]). Nun, Sie haben noch lange tapfer dabei ausgeharrt! Schon damals beschäftigte Sie der Gedanke an eine theilweise vorzunehmende Umbildung des Grünen Heinrich. Ich bin auf die Mittheilungen, die Sie mir darüber jetzt in Aussicht stellen, sehr gespannt[2]). Gewiß sage ich nicht zu viel, wenn ich diesen Roman als den typischen Ausdruck der Stimmungen und Ver-

---

[1]) Brief Kellers vom 10. September 1871. Vgl. Bächtold III. S. 75.
[2]) Vgl. Brief Kellers vom 8. Juni 1876. Bächtold III. S. 237.

irrungen bezeichne, welche die unbestimmte, weil allgemeine Begabung des jungen Menschen der neuen Zeit mit sich bringt; des Wilhelm Meister unseres Jahrhunderts. Wenn ich einmal eingehend das Buch charakterisiren werde (vorausgesetzt daß ich lebe), so muß ich auf die Scala zurückgreifen, welche mit dem Simplicissimus beginnt und zu Anton Reiser, Wilhelm Meister weiter geht. Alljährlich überzeuge ich mich von der nachdrücklichen Wirkung des Grünen Heinrich auf die verschiedenartigsten Individuen. Vor 14 Tagen kehrte ein Regierungsrath Petersen[1]) (in Schleswig angesiedelt und mir durch Storm empfohlen) aus Bormio zurück und besuchte mich zum zweiten Male. Ich bat ihn, ein Mittagsmahl bei uns zu nehmen, wir wurden allgemach vertraulicher und ich konnte Manches berühren, was der Mehrzahl der Menschen völlig fremd ist und bleibt. Plötzlich nennt er den Grünen Heinrich; er habe ihn im vorigen Jahre gelesen und heuer, in Bormio, sei ihm seltsamer Weise das Buch abermals in die Hand gerathen. Wer es wohl dorthin gestiftet haben mag! Er habe es wieder gelesen und mit gesteigertem Interesse. Das ganze Jahr hindurch sei es ihm nicht aus dem Kopf gegangen. Alsdann erzählte er mir, daß er sich angetrieben fühlte, an Sie zu schreiben, auch was er ungefähr an Sie geschrieben. Klingen auch einzelne seiner Reden vorlaut, ist er auch in der, den nicht Intimen gemeinsamen Einbildung befangen, Allerlei besser zu wissen als der Dichter, Einwendungen auszusprechen, auf welche der Urheber eines merkwürdigen Werkes nicht selbst verfallen ist, so erschien mir doch der lebhafte Mann als naiv und anmuthend, als Einer, mit dem sich's leben ließe. Hoch-

[1]) Die Briefe Kellers an Regierungsrat Wilhelm Petersen in Schleswig sind bei Bächtold im III. Bd. der Biographie abgedruckt. Vgl. dazu auch Bd. III. S. 287 f. und die „Erinnerungen an Gottfried Keller" von W. P. in der „Gegenwart", Bd. 43, S. 389 ff. (24. Juni 1893.)

gewachsen, stark gebaut, die Mäßigkeit des Nordens in Haltung und Bewegung, hat dieser Schleswig-Holsteiner zugleich ein südliches Temperament, schwarze, gutmüthig funkelnde Augen und dunkles Haar. Kein Bläuling und kein Blondling. Lieb war mir, um meines innern Verhaltens willen zu Theodor Storm, aus dem Munde Petersens zu vernehmen, daß jener den Grünen Heinrich beinahe jedes Jahr wieder liest.

Ihr Gegenstück zu meinem Silbergroschen-Erlebniß hat mich eigenthümlich bewegt [1]).

Haben Sie denn noch die Absicht, Ihre Selbstbiographie der Paul Lindau'schen „Gegenwart" zu geben? Wenn Sie dies nicht thäten, so wäre es gut, denn dort würden Sie vielleicht in einer Skizze verpuffen, was den Kernschuß eines Büchleins zu bilden hätte.

Ich glaube, daß Sie meiner Begabung zu viel zutrauen, indem Sie meinen, daß ich noch „breite Lagen in's Vergangene" oder Zukünftige abfeuern würde [2]), nachdem ich die Biographie Hebbel's abgeschüttelt. Mir deucht, nur weil ich eine Lücke thatsächlich ausfüllen konnte durch diese Arbeit, sei meine schriftstellerische Thätigkeit keine überflüssige. Als ich neulich in einem Briefe Wilhelm's von Humboldt an Goethe las: er könne sich ganz gut denken, daß andere den Aeschylus besser übersetzen werden, als es ihm gelungen, daß er aber der Ansicht sei, er habe Jedem die Übersetzerarbeit erschwert durch die erhöhten Ansprüche, die er an sich stellte, da wendete ich dieses Wort im Stillen auf mein biographisches Werk an. Ich werde mich allerdings hüten, dergleichen laut zu sagen.

Vorgestern kündigte ein Inserat in der „Allgemeinen Zeitung" das vierte Stück der „unzeitgemäßen Betrachtungen" von Herrn

---

[1]) Vgl. Brief Kellers vom 8. Juni 1876. Bächtold III. S. 237—239.

[2]) Vgl. Brief Kellers vom 8. Juni 1876. Bächtold III. S. 237.

Professor Nietzsche als demnächst erscheinend an, betitelt: „Richard Wagner in Baireuth“. Der Freche mischt sich in das Gedränge des Tages und hat die Stirn, den Vorzug des „Unzeitgemäßen“ ansprechen zu wollen.

Herzliche Grüße. Ihr

Emil Kuh.

Vor 1. July gehe ich nicht nach Recoaro.

Ein kurzes Nachwort mag, ehe wir dauernd von unserm Kellerfreunde Abschied nehmen, dem Herausgeber dieser Briefe noch gestattet sein. Vielleicht interessiert es den einen oder andern unserer Leser, daß von dem, vom 10. Januar bis 4. März 1874 entstandenen, sog. „Meraner Liederbuche“, aus dem die im Briefe an Keller Nr. 10 (vom 14. März 1874) mitgeteilten Gedichtproben stammen, wie es sich im Nachlasse E. Kuhs vorgefunden hat, ein Abdruck vorbereitet wird. Wir haben die Kenntnis dieser Blätter und die Zustimmung zu der beabsichtigten Veröffentlichung derselben dem freundlichen Entgegenkommen der Angehörigen des Dichters zu danken, wofür wir auch an dieser Stelle, ebenso wie für das gütigst zur Reproduktion zur Verfügung gestellte Bild und den Originalbrief, unsern besten Dank aussprechen wollen. Das „Liederbuch aus Meran“, dem das Grillparzersche Wort: „Der Quell' im Innern | Ach, nur bewegt, ist er auch schon getrübt“, als bezeichnendes Motto vorangesetzt ist, enthält etwas über 80 kleinere Lieder, darunter einige Ritornellen. In der äußeren Form, wie es der leidenschaftlich bewegten Zeit ihres Entstehens entspricht, mehr oder

weniger gelungen und durchgeführt, bergen doch manche von ihnen einen starken und originell ausgeprägten Ideengehalt und bezeugen die tiefe und warme Empfindung eines noch jugendlich schlagenden und fühlenden Dichterherzens. Als einzige, weitere Probe daraus glaube ich doch den Lesern jenes, die Sammlung „Späte Leidenschaft“ beschließende, offenbar nach Kuhs Rückkehr aus Meran im März 1874 an seine Gattin gerichtete, in seiner ruhigen Einfachheit so ergreifend klingende, kleine Lied nicht vorenthalten zu dürfen:

Heimgefunden.

Keine Reiser schmücken Tür' und Wände,
Keine Blumen nicken aus dem Krug,
Niemand streckt entgegen mir die Hände,
Und kein Wagen hält, der her mich trug.

Alles liegt und steht wie sonst im Zimmer,
Und der Kinder Festkleid ruht im Schrein;
Nur Dein Auge strahlt in heiterm Schimmer,
Und mir selber munden Brot und Wein.

Das ist in der Tat der Ausdruck wahrster Poesie, wie er eines Dichtungsgenossen G. Kellers würdig ist! —

Außer kleineren Publikationen der früheren Jahre (Fr. Hebbel, eine Charakteristik. Wien 1854. — Drei Erzählungen von E. Kuh. Troppau 1857. — Gedichte von E. Kuh. Braunschweig 1858) und seinen beiden größeren Schriften: Zwei Dichter Österreichs. Fr. Grillparzer — Ad. Stifter. Pest 1872 und der 1876 fast vollendet hinterlassenen Biographie seines Dichterfreundes Friedrich Hebbel (1813—1863) hat E. Kuh noch die Einleitungen zu einer zwölfbändigen Ausgabe der Hebbelschen Werke geschrieben, sowie zahlreiche literar-historische Aufsätze und polemisch-kritische Abhandlungen, die in den verschiedensten österreichischen Zeitungen und Zeitschriften zerstreut niedergelegt sind. Von diesen letzteren, ästhetischen und literarisch-kritischen Arbeiten,

in denen manches wertvolle Urteil über frühere und zeitgenössische Schriftsteller und ihre Werke enthalten ist, soll jetzt eine Sammlung veranstaltet werden, die vom Vorstande des Wiener literarischen Vereins in Aussicht genommen ist und als Bestandteil seiner Schriften veröffentlicht werden soll. Es ist kein Zweifel, daß sich bei dieser Gelegenheit vielleicht auch noch einige interessante Beiträge dieser Art aus dem Nachlasse zur Vervollständigung werden beibringen lassen. Schon das vorläufige, bisher aufgestellte Verzeichnis derartiger Aufsätze weist Namen von Dichtern auf, über die wir das Urteil Kuhs, der ein feinsinniger, wenn auch vielleicht etwas einseitiger Kritiker war, mit Spannung und Interesse erwarten dürfen. Es finden sich Abhandlungen über Goethe, Grillparzer, Hebbel, Keller, H. v. Kleist, O. Ludwig, E. Mörike, Shakespeare, Ad. Stifter, Th. Storm, Varnhagen von Ense und eine Anzahl mehr allgemeiner Betrachtungen über „die romantische Schule", „Aristofanes-Nestroy" u. A. darunter, so daß das Unternehmen zur Würdigung des noch allzu wenig bekannten österreichischen Ästhetikers und Literarhistorikers als ein recht zeitgemäßes freudig zu begrüßen ist.

Der Boden aber, auf dem sich die zwei im Grunde doch recht verschieden gearteten Naturen unserer beiden Briefsteller und Dichterfreunde stets wieder zusammengefunden haben, scheint mir der von E. Kuh in der Vorrede seiner sehr zu empfehlenden Monographie über zwei der bedeutendsten Dichter Österreichs (Grillparzer und Stifter) so treffend ausgesprochene Gedanke zu sein:

„Nicht darauf kommt es, wie ich glaube an: was ein erlesener Dichter hat und nicht hat, was er kann und nicht kann, einzig darauf: wie sein Können und sein Nichtkönnen im Naturell des Menschen ihre Begründung und in der Gestaltung des Kunstwerkes ihre Ausgleichung gefunden haben," — — —

ein Grundsatz, der unsern individualistisch gesinnten Schweizer Poeten äußerst sympathisch berühren mußte und der ihn in den Anschauungen seines fernen Wiener Freundes über Künstler und Kunstwerk, Charakter und Talent, Anlage und Leistungsfähigkeit des Menschen ein gutes Teil seiner eigensten, künstlerischen Überzeugungen wiederfinden ließ! —

* * *

Das dem Band vorgesetzte Bild Kellers ist die Reproduktion einer seltenen Radierung Karl Stauffers, die sich auf einigen wenigen Abzügen der bekannten größeren, Keller sitzend darstellenden Radierung des Künstlers befindet.

Für die gütige Erlaubnis zur Reproduktion sprechen wir Herrn Stadtpräsident Stauffer in Biel zu Handen der Stauffer-schen Erben unsern besten Dank aus. Als Vorlage diente das Exemplar des eidg. Kupferstichkabinets in Zürich, dem und dessen Aufsichtsbehörde, dem eidg. Departement des Innern, wir ebenfalls dankbar sind.